
WIRTSCHAFTSGESCHICHTLICHE
UND AKTUELLE ASPEKTE DES
SYSTEMWECHSELS IN ZENTRAL-
UND OSTEUROPA

Rezension von: David F. Good (Hrsg.),
Economic Transformations in East
and Central Europe. Legacies from
the Past and Policies for the Future,
Routledge, London – New York 1994,
301 Seiten, £ 50,-.

Der vom amerikanischen Wirtschaftshistoriker und Spezialisten für die Wirtschaftsgeschichte der Habsburgermonarchie David F. Good herausgegebene Sammelband basiert auf Beiträgen zweier Konferenzen. Die eine Konferenz fand noch vor, die andere nach dem vermeintlichen „Epochenjahr“ 1989 statt. Obwohl auch im vorliegenden Band die neuerdings kaum hinterfragbare Zäsur von 1989 die Orientierungslinie zum Verständnis historischer Prozesse und Strukturen zu sein scheint (im Sinne von Ende und Neubeginn), muß doch vorab festgehalten werden, daß im Unterschied zu vielem unter der sonstigen Transformationsliteratur im gegenständlichen Falle längerfristige historische Entwicklungslinien fokussiert werden.

Ein vom Herausgeber verfaßter grundsätzlicher Aufriß von Thematik und Fragestellungen firmiert, gleichsam als Orientierung und Anregung zur weiteren Diskussion, als Einleitung. Ein Beitrag von Felix Butschek widmet sich Langfristperspektiven, wobei insbesondere Wachstumsmuster der Wirtschaft in Zentral- und Osteuropa im Kontext „externer Schocks“ historisch ausgeleuchtet werden. Ein nicht am empirischen Material der untersuchten Region orientierter Bei-

trag diskutiert die Zusammenhänge von „Institutionen und Märkten“ (Lee J. Alston).

Ein spezieller Themenblock behandelt die Zusammenhänge von „Staat, Institutionen und Wirtschaftswachstum“. Die Beiträge stammen aus der Feder bekannter Spezialisten und beschäftigen sich mit der Rolle der Banken im industriellen Sektor zwischen Kontinuität und Diskontinuität (Alice Teichova), oder setzen nichts weniger auf die Tagesordnung als die Erörterung der Gründe und Konsequenzen des Zusammenbruchs des Staatssozialismus (Iván T. Berend). Der „Aufstieg und Fall“ des jugoslawischen Sozialismus wird im Rahmen einer Studie über den Autohersteller „Yugo“ im Zeitraum 1954–1992 abgehandelt. Mit einem sehr grundsätzlich ausgerichteten Beitrag – anhand der Fallstudie Ungarn im 20. Jahrhundert – äußert sich Scott M. Eddie zu den Möglichkeiten und Grenzen der Transformation in Richtung Marktwirtschaft. Schließlich stellt Anton Pelinka die Frage, ob die österreichische Form der Sozialpartnerschaft ein „Modell“ für die Länder Zentral- und Osteuropas sein kann.

Der vierte Themenblock des Sammelbandes beschäftigt sich mit dem „Staat und strukturellen Änderungen“. Dabei kommt die Ökonomie Jugoslawiens zwischen „Amalgamierung und Desintegration“ (Ivo Bičanić/Marko Škreb) genauso zur Sprache wie etwa zwei längsschnittorientierte Fallstudien, die sich mit der Entwicklung des landwirtschaftlichen Sektors in Polen (Janusz Kalinski) und der Tschechoslowakei (Daniel E. Miller) im Verlauf des 20. Jahrhunderts auseinandersetzen.

Das abschließende fünfte Kapitel hat die internationalen Wirtschaftsbeziehungen im Auge. Richard Tilly diskutiert die Aktivitäten der deutschen Geschäftsbanken und ihrer Strategien hinsichtlich Investitionsverhalten im zentral- und osteuropäischen Raum

vor 1939 und versucht eine vergleichende Schlußfolgerung für die heutige Konstellation zu ziehen. Ebenso geschichtlich ausgerichtet ist der Beitrag von Roumyana Preshlenova, die die Rolle der Handelsbeziehungen Österreich-Ungarns im Zusammenwirken mit der Wirtschaftsentwicklung Südosteuropas vor dem Ersten Weltkrieg erörtert. Daran schließt ein Beitrag von Jürgen Nautz an, der die österreichischen Handelsbeziehungen mit den Nachfolgestaaten nach dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie untersucht. Den Sammelband beendet schließlich Jan Stankovsky mit einer „Retrospektive“, gepaart mit Überlegungen („Perspektiven“) zum Außenhandel in der Region von Zentral- und Osteuropa.

Bereits dieser knappe Überblick deutet an, daß sich mehrheitlich professionelle Wirtschaftshistoriker gemeinsam mit (ansonsten an Gegenwartsproblemen arbeitenden) Wirtschaftswissenschaftlern und einem gleichsam versprengten Politologen mit den Herausforderungen einer historisch gerichteten Debatte von Transformationsprozessen beschäftigen. Im Gegensatz zu Vorstellungen von einem „Ende der Geschichte“ betonen alle Beiträge die Relevanz von historisch gewachsenen Strukturen.

Bei aller Referenz zugunsten der Einsicht über die „lange Dauer“ historischer Prozesse und Strukturen neigt doch der eine oder andere Beitrag abseits der engeren Fragestellung – genährt von den hegemonialen Denkweisen amerikanischer Provenienz – zu ideologisierenden Deutungsmustern. So stellt etwa der in Toronto lehrende Scott Eddie seiner engeren wirtschaftshistorischen Bearbeitung des Themas politisch-ideologisch gefärbte „warnings“ einleitend voran. Für ihn ist das Projekt der Umwandlung einer Kommandowirtschaft zu einer Marktwirtschaft ein Unterfangen vergleichbar mit dem Wiederaufbau nach einem großen Krieg. Vielmehr

noch, nach vier Dekaden „of a vast social experiment, the former Communist states of Central and Eastern Europe confront problems of economic transformation unprecedented even after wars, because they find themselves devastated in some unique ways“. (S. 110) Das Teufelswerk des „Kommunismus“ hat nach Eddie zu tiefgreifenden Konsequenzen in sämtlichen Bereichen des Transformationsgeschehens geführt: Klientilismus, die Unfähigkeit zur konsequenten Privatisierung und zu guter Letzt die Verzerrung des Sozialcharakters der Bevölkerung durch den Staatssozialismus (vgl. 110 f.).

Mit dieser Ouvertüre ist wohl ein politisches Bekenntnis dargetan, damit ist gleichwohl wenig Erkenntnisgewinn verbunden. Die Frage nach den Wurzeln des Fortwirkens verschiedener gesellschaftlicher Aspekte in der Transformation zur Marktwirtschaft, die als realsozialistisches Erbe aufgefaßt werden, kommen erst gar nicht in den Blickpunkt. Somit ist auch ein konstruktiver Ansatz zum differenzierten Verständnis von Transformationsprozessen und damit einhergehenden (ökonomischen und sozialen) Problemen in weite Ferne gerückt. Die Kritik Eddies am systembedingt geschaffenen Sozialcharakter, der nun fortlebe, meint letztlich natürlich konkrete Menschen, womit der Zynismus des wohlsituierten Professors seinen Gipfelpunkt erreicht.

Die Vielfalt von Aspekten und verschiedenen Länderbeispielen kann im Rahmen einer Rezension natürlich nicht umfassend gewürdigt werden. Im folgenden seien deshalb bloß einige diskussionswürdige Aspekte mit übergeordneter theoretischer bzw. methodischer Relevanz herausgegriffen. Insbesondere unter den nunmehr neuorientierten Eliten der ehemaligen Ostblockländer – und meist im Gleichklang mit amerikanischen Transformationsologen – hat sich die Auffassung durchgesetzt, die Ära des Realsozialis-

mus sei zur (alleinigen) Erklärung der sozialökonomischen Malaise der jetzigen Reformstaaten verantwortlich zu machen.

Hinsichtlich dieser politisch und ideologisch verkürzten Deutung der Strukturprobleme der post(real)sozialistischen Staaten betont David Good zu Recht die Bedeutung kumulativ wirksamer Entwicklungskomponenten, versinnbildlicht in einer „langanhaltenden relativen ökonomischen Rückständigkeit“ (S. 4), die für die Region bestimmend waren. Das Ende des Kalten Krieges markiert für den Herausgeber den vierten Schock binnen eines Jahrhunderts, den diese Länder zu verkraften hatten, um durch eine „schmerzliche“ Transformationsperiode zu gehen, die vollgeplästert ist mit ökonomischen Schwierigkeiten sowie sozialen Konflikten und einhergeht mit politischer Instabilität.

Ein wichtiger Referenzrahmen für einige Beiträge ist denn auch tatsächlich die Bezugnahme auf den Topos der „relativen Rückständigkeit“ und die Frage nach den Möglichkeiten der nachholenden Entwicklung („*catching up*“). Oftmals wird dies aber bloß im Sinne der Herstellung des Idealtypus einer „effizienten Marktwirtschaft“ westlicher Prägung aufgefaßt und nicht als Problem des hierarchischen Aufrückens innerhalb weltwirtschaftlicher Arbeitsteilung verstanden. Neben solch normativ verstandener Ausrichtung auf Marktwirtschaft findet sich ein weiterer gemeinsamer Zug zahlreicher Beiträge in ihrem Verständnis von „modernem Wirtschaftswachstum“: Je früher dasselbe sich ausbreitete, desto besser war, so die unhinterfragte Grundannahme, die ökonomische Positionierung im historischen Verlauf.

Innerhalb der österreichischen Reichshälfte werden bestimmte Regionen (des heutigen Österreich und Teile der „böhmischen Länder“) identifiziert, die eigentlich sehr nahe an westeuropäischen Wachstumsmustern ge-

legen seien. Abgesehen von der Tatsache, daß eine wirklich plausible (quantitative wie qualitative) Analyse regionaler Disparitäten innerhalb der Doppelmonarchie noch immer ausständig ist, bleibt zudem zu bedenken, daß selbst höherentwickelte Regionen/Volkswirtschaften nicht bloß mit Hilfe normativer Entwicklungsindikatoren adäquat zu begreifen sind. Gerade in der Tschechoslowakei mit ihrem immer wieder betonten hohen Entwicklungsniveau zeigte sich beispielsweise in den Jahren der Weltwirtschaftskrise (1929 ff.), daß die Weltmarktorientierung ganz außerordentlich negative Implikationen haben konnte.

Nicht erst in der Zwischenkriegszeit, sondern bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren weltwirtschaftliche Zyklen und zentralstaatliches Handeln bestimmend für Entwicklungsoptionen: soziopolitische Konstellation prägten die Wahrnehmung von dadurch vorgeformten Handlungschancen bzw. -zwängen. Der Staat spielte (und dies steht zumindest als historischer Sachverhalt außer Zweifel) in der gegenständlichen Region eine gewichtige Rolle für den gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß. David Good thematisiert in seinen einleitenden Überlegungen jenes Faktum auch und bringt es mit zukünftigen Perspektiven in Verbindung, denn wer sollte – wenn nicht der (neue) Staat – die Infrastruktur oder andere institutionelle Rahmenbedingungen für die zukünftigen Entwicklungsoptionen garantieren?

Die Konzepte einer „Schocktherapie“ können in verschiedenen Kostümen auftreten und auch im allgemeinen Transformationsdiskurs eingebaut sein. Die Beiträge von Alston und Eddie, die einer konsequent zu betreibenden Transformation den Vorzug geben, setzen zum Beispiel auf solch hundertprozentigen Zwang und Druck auf die Menschen der Transformationsgesellschaften, sich ohne Wenn und Aber auf neue Verhältnisse einstellen

zu müssen. Gradualistische Umbaukonzepte sind diesen Autoren offenkundig zuwider.

Mit dem Ende der bipolaren Nachkriegsordnung und dem Zusammenbruch des „Ostblocks“ 1989 war wie schon am Ende des Ersten Weltkriegs ein Zuwachs an neuen Nationalstaaten zu verzeichnen. Anhand des Beispiels von Jugoslawien wird gezeigt, in welchem bescheidenem Maße es nach 1919 gelang, einen einheitlichen und integrierten Wirtschaftsraum zu schaffen. Die seit 1992 betriebene Aufsplitterung in neue Nationalstaaten hatte in einem gewissen Sinne über die ganze Zeit hinweg bereits als (föderale) ökonomische Realität – so die Botschaft des Zagreber Autenduos Bićanić/Škreb – bestanden.

Zu den am häufigsten diskutierten Aspekten in unseren Breiten zählt die Frage nach der Sozialpartnerschaft als „Exportartikel“. Ist sie bzw. könnte sie ein Vehikel zur effizienten Bewältigung der soziopolitischen Dimensionen des konfliktträchtigen Transformationsprozesses in Richtung Marktwirtschaft für die Reformstaaten sein? Anton Pelinka versucht die österreichische Nachkriegssituation mit jener der heutigen Reformstaaten in eine Analogie zu bringen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Rahmenbedingungen abzuklären und dann anhand der Fallstudie Tschechoslowakei (1989–92) zu folgender Schlußfolgerung zu gelangen: Der „Tripartismus“ war wohl eine pragmatische Form der Bewältigung der bisherigen Transformationspolitik und wird dem „konsultativen“ Typus (S. 139) zugeordnet. Was aber in vergleichender Perspektive mit der typisch österreichischen Entwicklung der Sozialpartnerschaft als defizitär erscheint, ist der Umstand eines zu wenig zentralisierten Verbändesystems und eines zu vielfältigen Parteienspektrums, das hochzentralisierte Verbands- bzw. Parteiabsprachen erschwert. Pelinkas Prognose geht da-

hin, daß ohne die gleichen Zutaten, wie sie in Österreich nach 1945 gegeben waren, korporatistische Politikmuster in den neu entstehenden Demokratien der Reformländer nicht die gleichen Konsequenzen zeitigen werden wie hierzulande.

Als besonders anregend soll schließlich der Beitrag von Iván T. Berend herausgestrichen werden, der trotz seiner akademischen Karriere in den USA den Entwicklungen und Realitäten der zentral- und osteuropäischen Region sensibel verbunden blieb. Seine Reflexionen über „Ursachen und Folgen“ des Zusammenbruchs des Staatssozialismus sind von einem breiten theoretischen Zugang geprägt, der Verknüpfungen mit weiter gefaßten Fragestellungen, wie sie die Entwicklungstheorie bzw. die akademische Diskussion weltwirtschaftlicher Zusammenhänge thematisiert, kompatibel. Das schafft einen erkenntnisreicheren Zugang zum Verständnis des Verlaufs und des Scheiterns der Nachkriegserfahrungen der zur Diskussion stehenden Ländergruppe Zentral- und Osteuropas als in gängigen Deutungen und Analysen, wie sie auch in diesem Band repräsentiert sind.

Die nachholende Entwicklung des realsozialistischen Lagers in den Kontext der globalen weltwirtschaftlichen Matrix zu stellen und damit mit dem raum-zeitgebundenen Modell der importsubstituierenden Industrialisierungsstrategie zu verknüpfen, schafft erst die Voraussetzung für ein übergreifendes Verständnis von weltwirtschaftlichen Entwicklungen samt einschlägigen soziopolitischen Regulationstypen. Bekanntermaßen mündeten nicht nur in den früheren Ostblockländern diese sozioökonomischen Entwicklungsstrategien im Gefolge des weltwirtschaftlichen Abschwungs nach 1973 in der vielzitierten Verschuldungsfalle der achtziger Jahre. Auch in den Comecon-Ländern war das importsubstituierende „*catching up*“ (die Tschechoslowakei stellt hier

gewiß einen Spezialfall dar) endgültig an seine Grenzen gekommen (wie auch in anderen Ländern der Semiperipherie). Die Kapazitäten des realsozialistischen Systems zur Gegensteuerung waren unter den neuen Rahmenbedingungen (Verschuldung, bereits stattgefundene Öffnung gegenüber dem Weltmarkt etc.) nicht mehr gegeben. Das Ende des Realsozialismus hatte also sozusagen schon lange vor 1989 begonnen.

Die generationenspezifische Wahrnehmung und Identität setzte (auch nach dem Systemwechsel) weiterhin auf soziale Sicherheit (die Nachkriegs-Sozialismusaufbaugeneration), ihr gegenüber stehen die neoliberalen Strategien und die unbefangene neue Jugendgeneration, die auf ihre Chancen pocht. Die sozialen und ökonomischen Spannungen und ihre einschlägigen Ausdrucksformen (extremer Nationalismus, konservativer Autokratismus, Antisemitismus etc.) die auch Berend anspricht, lassen ihn eher zu einer pessimistischen Prognose kommen. In ökonomischer Perspektive steht zwar die EU-Osterweiterung zur Debatte, die Frage ist aber, wozu eine etwaige EU-Integration einiger dieser Reformstaaten führen wird. Im Unterschied zu den nicht sehr konkret und auch

sehr widersprüchlich ausformulierten Reformstaaten-Szenarios (zwischen optimistischen Aufholoptionen und der Möglichkeit, bloß eine „Peripherie“ von Westeuropa zu werden (S. 291), wie sie bei Stankovsky anklingen, lotet Berend folgende Perspektiven aus: ökonomische Peripherie einer entwickelten Zone oder Überleben jenseits eines „ökonomischen Eisernen Vorhangs“, und auch soziopolitisch wäre das Auftauchen „historischer Schleichwege“ denkbar.

Das unzweifelhafte Verdienst des Sammelbandes ist es, wichtige Einzelbeiträge zu einzelnen Ländern/Ländergruppen bzw. Aspekten geliefert zu haben. Daß die historische Perspektive (ein gutes Jahrhundert) sehr im Vordergrund steht, macht das Buch insgesamt zu einem wichtigen Beitrag und Ansatzpunkt für die weitere Diskussion von Möglichkeiten und Grenzen des Transformationsprozesses, der allerdings weniger normativ-ideologisch, sondern mehr historisch-kritisch und auch stärker in vergleichender Perspektive (z. B. mit Erfahrungen der südlichen Mitgliedstaaten der EU sowie Lateinamerikas) fortzusetzen wäre.

Gerhard Melinz